

ALI SHAW

*Der
Mann,
der den
Regen
träumt*

ROMAN

script 5

Ali Shaw bei script5:

Das Mädchen mit den gläsernen Füßen

Der Mann, der den Regen träumt

Ali Shaw

*Der
Mann,
der den
Regen träumt*

Roman

Übersetzt von Sandra Knuffinke
und Jessika Komina

Unverkäufliche Leseprobe



Für Iona



ISBN 978-3-8390-0146-2

1. Auflage 2013

Erschienen unter dem Originaltitel *The Man Who Rained*

Copyright © Ali Shaw 2012. All rights reserved.

Published by arrangement with Atlantic Books, London,
an imprint of Grove Atlantic Ltd.

Copyright © für die deutschsprachige Ausgabe 2013 script5

script5 ist ein Imprint der Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Aus dem Englischen übersetzt von Sandra Knuffinke und Jessika Komina

Wir danken dem Deutschen Taschenbuch Verlag

für die Abdruckgenehmigung von William Shakespeare: *Der Sturm*,

Deutsch von Frank Günther, © 1996 Deutscher Taschenbuch Verlag, München.

Fotos: © iStockphoto.com/alexpixel; JoeLena; Vectoring

Umschlaggestaltung: Christian Keller

Redaktion: Ruth Nikolay

Printed in Germany

www.script5.de



*»Da unsre Mimen,
Wie ich dir sagte, waren alle Geister und
Sind aufgelöst in Luft, in dünne Luft;
Und wie dies körperlose Traumgewebe, so
Die wolkenhohen Türme, die Paläste,
Die stillen Tempel, selbst der Erdenball,
Ja, was an ihm nur teilhat, wird zerfließen,
Und wie dies wesenlose Schauspiel schwand,
Vergehen ohne Spur. Wir sind vom Stoff,
Aus dem die Träume sind; und unser kleines Leben
Beginnt und schließt ein Schlaf.«*

William Shakespeare: Der Sturm



Der Regen begann mit einem einzelnen sanften Tippen an ihr Schlafzimmerfenster, dann noch eins und noch eins, und schwoll schließlich zu einem stetigen Prasseln gegen die Scheibe an. Sie zog die Vorhänge auf und erblickte einen Himmel wie aus angelaufenem Silber, ohne eine Spur von Sonne. Sie

hatte so sehr auf einen solchen Morgen gehofft, dass sie einen leisen Seufzer der Erleichterung ausstieß.

Als das Taxi kam, um sie zum Flughafen zu bringen, klatschte das Wasser auf die Windschutzscheibe und breitete sich dort zu dicken Kreisen aus. Die tief hängende Wolkendecke ließ die Hochhäuser Manhattans mit der Atmosphäre verschmelzen und der Taxifahrer schimpfte über die schlechte Sicht. Sie erklärte ihm, wie sehr sie solche trüben Morgen liebte, wenn der Sprühregen die Welt ihrer Substanz beraubte, und er entgegnete rundheraus, sie müsse ja wohl verrückt sein. Sie legte den Kopf in den Nacken und sah aus dem Fenster, hoch zu den nebelumhüllten Verheißungen weit über ihr.

Sie hielt sich nicht für verrückt, doch sehr weit davon entfernt war sie in den letzten Monaten nicht gewesen. Zu Beginn dieses Sommers hätte sie sich noch als gesellige, erfolgreiche und mit beiden Beinen fest im Leben stehende Neunundzwanzigjährige beschrie-

ben. Heute, da der August sich erschöpft seinem Ende zuneigte, war sie nur noch neunundzwanzig.

Am Flughafen marschierte sie gedankenversunken durch den Check-in-Bereich. In der Abflughalle lief sie ungeduldig auf und ab. Beim Einstieg war sie die Erste in der Schlange. Selbst als sie in ihrem Sitz festgeschnallt war; selbst als sie den gelangweilt heruntergeratterten Sicherheitsanweisungen des Bordpersonals lauschte; selbst als die biedere alte Dame neben ihr knisternd das Papier eines bunten Lutschbonbons zusammenknüllte; selbst inmitten dieser für einen Traum viel zu klaren Details fürchtete sie die ganze Zeit, dass ihr all die Versprechungen, die dieser Augenblick für sie bereitzuhalten schien, von einer Sekunde zur anderen entrissen werden könnten.

Denn das Leben, davon war Elsa Beletti überzeugt, machte sich einen Spaß daraus, ihr Dinge zu entreißen.

Elsa kam äußerlich nach der Familie ihrer Mutter. Die Belettis hatten ihr ihr wirres schwarzes Haar und ihre rostbraunen Augen vererbt, genauso wie die scharf geschwungenen Brauen, die ihrem Gesicht eine Strenge verliehen, die in den meisten Fällen nicht beabsichtigt war. Den Großteil des Jahres über war sie für ihren eigenen Geschmack schlank genug, obwohl ihre Mutter und alle ihre Tanten ausgesprochen rund waren. Bei Familientreffen schienen sie einander zu umkreisen wie die Planeten eines Sonnensystems. Elsa rechnete jederzeit damit, eines Morgens aufzuwachen und festzustellen, dass die Gene letztendlich gesiegt hatten, ihren Körper in eine Kugel verwandelt und ihre Stimme, deren feines Sirren sie so mochte, weil es sie an das einer scharfen Klinge erinnerte, in die einer echten Beletti-Matriarchin, die jeden Satz wie ein dezibelgesättigtes Drama erscheinen ließ.

Doch ihr Nachname (den sie im Alter von sechzehn Jahren an-

genommen hatte, nachdem ihre Mutter ihren Vater vor die Tür gesetzt hatte) und ihr Äußeres waren alles, was sie mit den Belettis verband. Sie war schon immer davon überzeugt gewesen, dass sie ihrem Dad ähnlicher war, dessen Familiengeschichte sich aus nichts als unbestätigten Legenden und den Erzählungen seiner Großeltern zusammensetzte. Einer seiner Ahnen, so hatten sie ihm erzählt, war Steuermann auf einem Pilgerschiff gewesen. Er hatte den Wind in die Segel des Schiffes gelockt, auf dass es die Siedler über die unsicheren Wasser zur Gründung einer neuen Nation trage. Ein anderer sollte ein Navajo-Medizinmann gewesen sein, der die gewaltsame Vertreibung seines Volkes aus seinem Stammesgebiet überlebt hatte und in der Fremde dessen Glauben an den heiligen Wind am Leben erhielt, der den Menschen Atem einhauchte und für die spiralförmigen Abdrücke auf ihren Fingerspitzen und Zehen verantwortlich war.

Elsas Mutter sagte immer, ihr Dad habe diese beiden Geschichten bloß erfunden. Sie sagte, er wolle damit nur seine jämmerliche Existenz aufwerten. Sie sagte, seine Ahnen seien allesamt Hinterwäldler und Alkoholiker gewesen. Das alles sagte sie ein letztes Mal an jenem verregneten Nachmittag, als sie ihn aus dem Haus warf und er wie ein obdachloser Hund im niederprasselnden Wasser stand.

Und dann, in diesem Frühling, hatte er sie ein zweites Mal, auf eine endgültigere Art, verlassen.

* * *

Unter Geruckel hob das Flugzeug ab. Zuerst sah Elsa durch das Fenster nichts als grauen Nebel. Sie presste die Fingerspitzen aneinander, um ruhig zu bleiben. Dann zeigte sich der erste verheißungsvolle Riss im Grau. Ein verschwommener blauer Streifen, der

so rasch wieder verschwand, wie er aufgetaucht war, wie ein Fisch, der durchs Wasser schnellte.

Dann löste sich das Flugzeug aus den Wolken.

Wenn die Welt, die sie gerade unter sich zurückgelassen hatte, nur ein bisschen mehr mit dem Bild gemein gehabt hätte, das sich ihr nun bot, wäre Elsa vielleicht glücklicher in ihr gewesen. Keine Welt aus festgepressten Erdschichten unter betonierten Straßen und endlosen Häuserreihen, sondern eine aus Wolken, die sich zu Gebirgen auftürmten. So weit das Auge reichte, nichts als weiße Gipfel aus Wolken, in helles Sonnenlicht getaucht. Berg um Berg erhob sich über dunstverhangenen Schluchten. In der Ferne leuchtete für einen Moment eine flammende Spitze auf wie eine durchbrennende Glühbirne: ein flüchtiger Lichtblitz etwa zweihundert Meilen südlich. Elsa wünschte, sie könnte in dieser reinweißen Landschaft leben, ihre Tage auf dem Rücken liegend auf einer sonnenbeschiene- nen Wolkenwiese verbringen. Da das nicht möglich war, hatte sie nun alles andere aufgegeben und sich für die nächstbeste Lösung entschieden. Einen abgeschiedenen Ort, an dem sie sich ganz in Ruhe wieder sammeln konnte.

»Ma'am?«

Ärgerlich kehrte sie der Welt vor ihrem Fenster den Rücken und wandte sich dem Flugzeuggang und der Stewardess zu, die sie aus ihren Gedanken gerissen hatte. Nach der majestätischen Pracht der Wolkenlandschaft erfüllte die Banalität des Flugzeugs sie mit Wut. Die mit grauem Kunststoff verkleidete Kabine und das adrette kleine Halstuch der Stewardess. Die Leute, die in ihren Sitzen lümmelten wie zu Hause in ihren Wohnzimmern, im kostenlosen Magazin der Fluggesellschaft blätterten oder stumpf auf den Fernschirm starrten. Ein kleines Mädchen weinte und Elsa dachte: Ja, geht mir genauso.

Die Stewardess erläuterte ihr die Menüauswahl, doch Elsa entgegnete, sie habe keinen Hunger. Die Frau lächelte steif und schob dann ihren Wagen weiter durch den Mittelgang.

Das Flugzeug entfernte sich vom Land ihrer Geburt, von den glasgrauen Häuserblocks und dem gitterförmigen Straßennetz, von den betonierten Landebahnen, den Fähranlegern und den schaukelnden Booten auf dem zellophangleichen Meer. Doch sie verspürte keine Traurigkeit angesichts dieses Abschieds, obwohl sie noch kurz vor dem Einstieg ein paar Tränen hatte hinunterschlucken müssen. Gegen Elsas ausdrücklichen Wunsch war ihre Mutter am Flughafen aufgetaucht, um ihr, in ein Taschentuch schluchzend, Lebewohl zu sagen. Und sie hatte eine weitere unwillkommene Überraschung mitgebracht: zwei in glitzerndes rotes Papier gewickelte Geschenke. Elsa hatte versucht, sie abzulehnen – sie wollte ihr gesamtes früheres Leben hinter sich lassen –, sie dann aber schließlich doch hastig in ihre Tasche gestopft.

Schon seit Jahren hatte Elsa kein enges Verhältnis mehr zu ihrer Mutter. Ihre Telefonate folgten immer demselben von ihnen beiden äußerst pflichtbewusst eingehaltenen Schema. Ihre unregelmäßigen Treffen fanden seit jeher in einem alten Diner statt, in dem ihre Mutter Elsa jedes Mal eine dicke heiße Schokolade und ein Stück Pekannusskuchen bestellte, was sie als Kind stets begierig verschlungen hatte. Mittlerweile hatte Elsa das Gefühl, allein vom Anblick dieses fettriefenden Kuchenstücks zuzunehmen, doch sie würgte es jedes Mal klaglos hinunter. Wenn sie einfach mitspielte, so hoffte sie, würde diese sich ewig wiederholende Szene vielleicht eines Tages aus dem Stück gestrichen und durch eine neue ersetzt werden. Doch seit ihre Mum ihren Dad hinausgeworfen hatte, waren sie beide in ihren verbrauchten Rollen gefangen; und Elsa beschlich immer mehr die Befürchtung, dass ihre Mutter damals zusammen

mit ihrem Ehemann auch alle noch ausstehenden Akte auf die Straße geworfen hatte.

In diesem Frühjahr hatten die ersten Sonnenstrahlen zur Zeit der Kirschblüte Neuigkeiten mit sich gebracht, die Elsas Leben zu Scherben zerschmettert hatten. Ihr Handy hatte geklingelt, irgendwo in den Tiefen von Peters Brooklyner Wohnung versteckt. Peter und sie hatten danach gesucht, unter Kissen nachgesehen und Taschen durchwühlt, während das körperlose Klingeln sie zu verhöhnen schien. Irgendwann hatte Peter es unter einem Haufen Zeitschriften gefunden und ihr zugeworfen. Sie war völlig außer Atem gewesen, als sie das Gespräch annahm.

»Ist da Elsa Beletti?« Ein schleppender Oklahoma-Akzent.

»Ja, Ja, genau.«

»Mein Name ist Officer Fischer vom Polizei-Department Oklahoma. Sind Sie allein, Elsa?«

»Nein. Mein Freund ist bei mir.«

»Gut. Das ist gut.« Ein tiefer Atemzug. »Elsa, es tut mir schrecklich leid, Ihnen mitteilen zu müssen –«

Sie hatte aufgelegt und das Telefon fallen lassen. Eine Sekunde später hatte es erneut angefangen zu klingeln und zu vibrieren, sodass es sich auf dem Boden im Kreis drehte. Am Ende war Peter drangegangen und hatte mit dem Officer gesprochen. Dann hatte er aufgelegt und Elsa fest in die Arme genommen.

Ihr Dad war im Wrack seines Autos gefunden worden – mit kollabierter Lunge und zersplitterten Oberschenkelknochen –, nachdem er damit hundert Meilen westlich von der windumtosten kleinen Ranch, auf der er sein einziges Kind großgezogen hatte, von einem Tornado erfasst worden war.

* * *

Das Flugzeug geriet in Turbulenzen und die Ansnallzeichen leuchteten auf. Mit einem Mal waren sie vollkommen in Wolken gehüllt. Elsa blickte hinaus ins Grau. Eine Weile später riss die Decke auf und weit unter ihnen kam ein blauer Streifen Meer zum Vorschein, wie ein Fluss am Grund einer tiefen Schlucht. Schließlich schoss das Flugzeug ganz ins Freie und unter ihnen erstreckte sich der Ozean mit seinen gekräuselten Wellen.

Ein paar Stunden lang blieb die Welt unverändert. Dann, plötzlich, warf sich die See gegen eine gelblich braune Küste. Die Landschaft unter ihnen wirkte wüst und ungezähmt, mit ausgedörrten Hügeln und pockennarbigen Ebenen. Sie flogen über eine Siedlung dahin, deren Gebäude verstreut dalagen wie ein Haufen halb verscharrter Knochen. Ein winziges rotes Auto kroch wie eine mit Blut vollgesogene Spinne von einem Nirgendwo zum nächsten. Schließlich folgten, eine ganze Weile, nichts als brauner Sand und braune Felsen.

Elsa besaß noch immer jeden einzelnen Brief, den ihr Dad ihr nach seinem Rauswurf geschickt hatte. Als er im Gefängnis gelandet war, hatte er mit dem Schreiben aufgehört, und die meisten Leute begriffen nicht, dass ein Mann hinter Gittern nicht die Zeit fand, ein paar Worte an sein einziges Kind zu senden. Doch Elsa verstand, was den anderen unbegreiflich war. Sie wusste, wie sehr sein Geist sich verschloss, wenn er in einem Haus gefangen war.

Als Kind hatte sie mit angesehen, wie eines Nachmittags ein Sturm die Regenrinne der Scheune abgerissen und einer Keule gleich durch die Luft und schließlich auf ihn niedergeschleudert hatte. Sie brach ihm das Bein. Als er danach, während der Bruch heilte, das Haus nicht verlassen konnte, wurde er regelrecht katatonisch. »Mich treibt nun mal das Wetter an«, hatte er einmal gemurmelt, und das war die beste Art, ihn zu beschreiben. Eines stürmischen Tages hatte

er beschlossen, dass sein Bein verheilt war. Er war aus seinem Sessel aufgestanden und in die Weite der Prärie hinausgefahren. Sie erinnerte sich, wie sie die Hände an ihr Zimmerfenster gepresst und der Staubwolke nachgesehen hatte, während sein Pick-up in der Ferne verschwand. Dann hatte der Wind die Wolke davongefegt. Elsa hatte sich vorgestellt, wie ihr Vater irgendwo in der Wildnis, wohin auch immer er unterwegs gewesen war, aus dem Wagen stieg, die Hände zum Himmel erhoben, und Wind und Regen ihn umtanzten wie eine Meute von Hunden ihr Herrchen.

Ihr Dad hatte sie dazu erzogen, die Elemente mit einer Leidenschaft zu lieben, die seiner eigenen in kaum etwas nachstand, doch ihr Leben in New York hatte sie wetterfest werden lassen. Nur bei seiner Beerdigung, als der Frühlingswind ihre Tränen trocknete und die Asche ihres Vaters davontrug, hatte sie das Gefühl gehabt, dass diese Leidenschaft noch einmal entfesselt worden war. Sie war ihr Erbe, doch sie hatte ein Loch in ihr hinterlassen wie in einer Glasscheibe. Elsa hatte den Sommer damit verbracht, die Risse zu flicken, die sich von da an durch ihr ganzes Dasein zogen.

* * *

Unter ihr kam ein verschwommener Strommast in Sicht. Dann noch einer. Und weitere, in einer schmalen Reihe auf den Horizont zulaufend. Als Nächstes sah sie Lichter, strahlend und weiß, Reihen von Bäumen – die ersten seit Stunden –, einen breiten blauen Fluss, mit Autos verstopfte Straßen. Kurz darauf kehrte die Landschaft wieder zu Felsen, Ebenen und Hügelland zurück und wirkte von so weit oben wie ein riesiger Sandkasten. Es begann zu dämmern. Aus den Lautsprechern drang knisternd eine Durchsage des Piloten: Sie würden nun zur Landung ansetzen.

Der Fußboden im Flughafen war so blitzsauber, dass ihr Spiegelbild sie auf Schritt und Tritt, Sohle an Sohle, über die glänzenden Fliesen begleitete. In New York suchte sie für gewöhnlich auf dem Weg zur Arbeit in Autofenstern und den Eckspiegeln der U-Bahnsteige nach ihrem Spiegelbild. Sie stellte sich gern vor, auf diese Weise einen Blick auf eine andere Elsa erhaschen zu können, die in einer Welt hinter den Spiegeln lebte, wo das Leben nicht unerträglich geworden war. Jetzt, dachte sie, während ihre Koffer auf das Gepäckband rutschten, bin ich eine von ihnen. Eine neue Elsa. Einen Moment lang war sie wie erstarrt vor Freude. Sie umklammerte die Griffe ihrer Koffer so fest, dass ihre Fingerknöchel knackten.

Als sie die Ankunftshalle erreichte, spürte sie die ersten Anzeichen des Jetlags. Sie starrte auf die Reihe gelangweilter Taxifahrer und fragte sich, wie um alles in der Welt sie Mr Olivier finden sollte. Zu ihrer Erleichterung erspähte sie kurz darauf einen Mann, der ein handgeschriebenes Schild hochhielt, auf dem ihr Name stand. Er hatte sich zu wenig Platz zum Schreiben gelassen, sodass die letzten drei Buchstaben zusammengequetscht waren wie eine römische Zahl. Er war ein großgewachsener Schwarzer mit unsicher gekrümmten Schultern und trug denselben scheußlich buntgemusterten Pullover wie auf dem Foto, das er ihr gemailt hatte, damit sie ihn erkannte. Sein Haar, das sich in winzigen Löckchen auf seinem Kopf kringelte, war von Grau durchsetzt.

Als er sah, dass sie sein Schild las, grinste er zufrieden und rief mit einer Stimme, die, obwohl er sie erhoben hatte, ruhig klang: »Elsa Beletti? Elsa Beletti, richtig?«

»Mr Olivier?«

»Nenn mich Kenneth.«

Kaum vorstellbar, dass sie diesen Mann gerade mal vor zwei Monaten kennengelernt hatte, in einem Internetcafé in Brooklyn, wäh-

rend die helle Sonne, die auf ihren Computerbildschirm fiel, das Wort, das sie gerade in die Suchmaschine eingegeben hatte, beinahe unleserlich machte: Thunderstown.

Die Suchmaschine lieferte einen einzigen Treffer – eine Anzeige, in der Zimmer mit Frühstück angeboten wurden. *Ich suche nach einer Unterkunft in Thunderstown, hatte sie in ihrer Mail geschrieben, und würde gern eine ganze Weile bleiben.*

Mr Olivier hatte ihr innerhalb von Minuten geantwortet. In der folgenden Stunde tauschten sie neun oder zehn E-Mails aus. Er erzählte, dass er mit Ende zwanzig, also etwa in ihrem Alter, von St. Lucia nach Thunderstown gezogen war. Er fragte nicht, warum in aller Welt sie New York gegen die tiefste Provinz, ein vergessenes und halb ausgestorbenes Fleckchen, viele Meilen von jeder anderen Stadt entfernt, eintauschen wolle. Sie dankte es ihm, indem sie nicht nachforschte, warum er es der Karibik vorgezogen hatte. Sie hatte das Gefühl, zwischen den Zeilen seiner Antworten lesen zu können, genau wie er es bei ihr tat, und dass sein Angebot, den Aufenthalt so lange auszudehnen, wie sie wollte, ihnen beiden entgegenkommen würde.

Nun, in der Ankunftshalle, begrüßte er sie, indem er ihre ausgestreckte Hand mit seinen beiden umschloss. Sie fühlten sich warm und weich an. Am liebsten hätte Elsa die Augen geschlossen, sich an seine Schulter gelehnt und wäre auf der Stelle eingeschlummert.

»Da bin ich«, verkündete sie erschöpft und erleichtert.

»Nein«, erwiderte er lachend. »Noch nicht. Wir haben noch eine ziemlich lange Fahrt vor uns.«

Sie nickte. Ja. Ihre Gedanken begannen zu zerfasern.

Behutsam legte er seine Hände um die Griffe ihrer Koffer und trug diese, als sie sich auf den Weg in ein dunkles Parkhaus machten. Die Stille dort war gespenstisch nach der überlaufenen Flughä-

fenhalle. Kenneth quetschte sich hinter das Lenkrad eines winzigen Autos. Elsa ließ sich auf den Beifahrersitz fallen und atmete tief ein. Im Inneren des Wagens roch es angenehm nach Wolle, und als sie den Kopf zurücklehnte, fühlte sie einen flauschigen Sitzbezug in ihrem Nacken.

»Ziegenfell«, erklärte er lächelnd. »Aus Thunderstown.«

Sie schmiegte ihre Wange in die Wolle, die sich weich und plüschig auf ihrer Haut anfühlte.

Er ließ den Motor an und steuerte den Wagen langsam vom Flughafengelände in den hektischen Stadtverkehr, zwischen Reihen von Straßenlaternen, hell erleuchteten Bars und grellen Reklametafeln hindurch. Nach und nach ließen sie all diese Dinge hinter sich.

Die monotone Abfolge unbekannter Straßen ließ ihre Lider schwer werden. Sie öffnete die Augen. Die Uhr im Armaturenbrett informierte sie, dass eine halbe Stunde vergangen war. Sie befanden sich auf einem Highway und irgendwo weit vor ihnen schlängelte sich eine Reihe roter Rücklichter durch die Dunkelheit, während auf der Gegenfahrbahn reflektierende Straßenmarkierungen und weiße Frontscheinwerfer an ihnen vorüberglitten. Kenneth summete kaum hörbar vor sich hin. Elsa glaubte, die Melodie zu erkennen.

* * *

Nach einem, wie sie glaubte, kurzen Moment öffnete sie die Augen, doch die Uhr hatte eine weitere Stunde der Nacht ausradiert und die Scheibenwischer kämpften gegen den Regen an, der aus der Dunkelheit auf sie niederprasselte. Der Verkehr hatte abgenommen. Ein einzelnes Auto beschleunigte neben ihnen auf der Überholspur und verschwand dann in der Ferne. Sie lehnte den Kopf zurück in den Sitzbezug.

Als sie die Augen das nächste Mal aufschlug, regnete es nicht mehr. Frische Nachtluft strömte durch das geöffnete Fenster herein. Vor ihnen tauchte das gigantische Konstrukt einer Hängebrücke auf, deren riesige Träger sich in die Dunkelheit reckten. Autos rasten darüber hinweg, und links und rechts sah Elsa Meilen um Meilen eines breiten, gewundenen Flusses, auf dessen krauser Oberfläche hell erleuchtete Schiffe schaukelten. Wind erfasste den Wagen und ließ die Brückenpfeiler schwingen wie Stimmgabeln. Der Stahl rings um sie summte. Ihr Kopf sackte vornüber.

Sie träumte von ihrer Beziehung mit Peter, bevor er das getan hatte, was ihr den Rest gegeben und ihr vor Augen geführt hatte, dass sie New York verlassen musste. In ihrem Traum saß sie im Schlafzimmer seiner Wohnung in Brooklyn und hörte zu, wie er einer seiner E-Gitarren undefinierbaren Lärm entlockte. Sie hatte das Gefühl, dass sämtliche Mietshäuser, all die Geschäfte und Bürogebäude der Nachbarschaft und selbst die Wolkenkratzer oben in Manhattan von allen Seiten auf sie zurückten. Jedes einzelne Fenster in ganz New York City schien sie zu belauschen.

Elsa öffnete die Augen. Die anderen Autos waren verschwunden und Kenneths Wagen war ganz allein auf der Straße. Der einzig sichtbare Teil der Welt war in die gelben Lichtkegel der Scheinwerfer gepfercht. Die Straße schien keine Begrenzungen zu haben, keine Mauer, kein Gebüsch hinter dem Seitenstreifen, und das Rumpeln und Schaukeln, mit dem das Auto über Schlaglöcher und verstreute Schieferstückchen fuhr, hielt sie wach. Eine Straße in die Unendlichkeit, als bestünde das Universum aus nichts als einem Auto und aufgesprungenem Asphalt. Plötzlich bogen sie um eine Kurve, und als Elsa einen flüchtigen Blick auf einen steilen Geröllhang erhaschte, wurde ihr bewusst, dass sie sich möglicherweise in ziemlich großer Höhe befanden.

Die Straße wurde wieder gerade und die Fahrbahn ebener. Ihr Kopf sackte erneut nach vorn.

Sie öffnete die Augen. Die Scheinwerfer erhellten zu beiden Seiten Geröll und riesige Felsbrocken. Kein Gras, nur Schieferstücke, die unter dem Gewicht des Wagens zerbarsten und dabei ein Geräusch wie ein Händeklatschen machten.

Augen zu. Auf. Die Zeiger der Uhr schienen sich nicht tickend, sondern in Sprüngen vorwärtszubewegen. Auf beiden Seiten der Straße standen Bäume, die jedoch so krumm wuchsen – beinahe parallel zum steinigen Grund –, dass sie kaum so hoch wie das Auto waren. Der Wind übertönte sogar das Dröhnen des Motors.

»Wieder wach?«, fragte Kenneth freundlich. Doch Elsa war schon wieder eingeschlafen.

Wieder wach. Der Mond hing einsam am sternlosen Himmel. Aufgedunsene Nachtwolken scharten sich um ihn. Und darunter erhoben sich die Silhouetten anderer Riesen.

»Berge«, flüsterte sie.

»Ja«, entgegnete Kenneth ebenso ehrfürchtig. »Berge.«

Selbst aus dieser Entfernung und obwohl sie so zweidimensional wirkten, als wären sie aus schwarzem Papier ausgeschnitten, konnte Elsa ihre gewaltige Größe erahnen. Sie hoben den Horizont weit in den Nachthimmel empor. Jeder einzelne hatte seine ganz eigene Form: Der eine war perfekt gewölbt wie eine umgedrehte Schüssel, ein anderer hatte einen eingedrückten Gipfel und den nächsten zierete eine zerklüftete Reihe von Spitzen wie die Zacken einer Krone.

Als sie in eine weitere verlassene Straße einbogen, verlor Elsa sie aus den Augen. Der einzige Wegweiser, den sie in ihren wenigen wachen Momenten bemerkt hatte, war ein rostiger Rahmen gewesen, aus dem das Schild herausgeschlagen worden war – ein leerer Pfeil ins Nirgendwo.

Diesem Schild waren sie gefolgt.

»Eine Stunde noch«, sagte Kenneth.

Eine Antwort hätte sie mehr Mühe gekostet, als hundertmal aufzuwachen. Sie döste wieder ein.

* * *

Als sie wieder zu sich kam, stand das Auto still und Kenneth hatte die Scheinwerfer ausgeschaltet.

»Was ist los?«, fragte Elsa und rieb sich den Schlaf aus den Augen.

Er deutete an ihr vorbei aus dem Fenster.

Sie wandte den Kopf und setzte sich kerzengerade auf, mit einem Mal hellwach. Sie sah keine Berge mehr am Horizont. Über ihnen leuchteten Sterne, aber nur am Zenit der Nacht. Sie sah keine Berge mehr am Horizont, weil sie sich mittendrin befand.

Durch Risse in der Wolkendecke glitzerte das Mondlicht wie fallender Schnee und erhellte die Berggipfel dort, wo es auf ihre kahlen, zerfurchten Schädel traf. Elsa spürte die Anziehungskraft der Berge in ihren Knochen, jeder einzelne von ihnen schien ihre Gliedmaßen auf sich ausrichten zu wollen. Doch es waren nicht die Berge, die Kenneth ihr hatte zeigen wollen. Vor ihnen fiel die Straße zwischen den Gipfeln abrupt in ein tiefes Tal ab, so steil, dass Elsa das Gefühl hatte, hoch in der Luft zu schweben.

Am Grund dieses natürlichen Kessels leuchteten die Lichter von Thunderstown.

Das erste Mal hatte sie diese Lichter vor ein paar Jahren aus dem Fenster eines Flugzeugs gesehen, einer ganz ähnlichen Maschine wie der, aus der sie vor ein paar Stunden gestiegen war. Es war ein Anschlussflug gewesen und sie hatte neben Peter gegessen, auf dem

Weg in einen Urlaub, der sich als ziemlicher Reinform herausgestellt hatte. Peter und die anderen Passagiere hatten geschlafen, während Elsa ihren Kopf an die Fensterscheibe gelehnt und beobachtet hatte, wie die nächtliche Welt unter ihr dahinzog. Und dann hatte sie Thunderstowen erblickt.

Vom schwarzen Himmel aus betrachtet, formten die glimmenden Lichter von Thunderstowen dasselbe Muster wie ein Hurrikan auf einem Satellitenbild: ein Geflecht verschlungener Spiralen, das in die Nacht hinausfunkelte. Im Herzen der Stadt lag ein Punkt vollkommener Finsternis – ein rätselhaftes Nichts wie das Auge eines Hurrikans.

Sie hatte Peter beinahe zur Verzweiflung getrieben, weil sie die ersten Tage ihres Urlaubs mit nichts anderem verbracht hatte als damit, ihre Flugroute zurückzuverfolgen, bis sie schließlich auf den Namen des Städtchens gestoßen war, den sie wieder und wieder vor sich hin murmelte wie ein Lösungswort, das ihr Zutritt zu einer magischen Höhle gewähren würde.

Kenneth ließ den Motor wieder an und sie fuhren bergab.

Als sie sich der kleinen Stadt näherten, veränderte sich langsam die Perspektive und verwandelte die schimmernde Spirale in einen verschwommenen Streifen aus Gebäuden und Straßenlaternen, die nach und nach in der Ferne versanken. Plötzlich beschrieb die Straße einen Bogen um einen hohen Felsbrocken herum, der unvermittelt vor ihnen auftrat. Der graue Koloss verdeckte einen Moment lang die Sicht auf die Stadt und die Lichtkegel des Autos bohrten sich in den Schlund der Nacht.

Dort draußen in der Dunkelheit war etwas. Elsa sah es und stieß einen erschrockenen Schrei aus.

Die Scheinwerfer ließen ein Paar Tieraugen aufleuchten. Fell und Zähne und einen Schwanz. Im nächsten Moment duckte sich das

Geschöpf, was auch immer es gewesen sein mochte, aus dem Lichtstrahl und war verschwunden.

»Keine Angst«, beschwichtigte sie Kenneth.

»War das ein Wolf?«

Er lachte. »Wahrscheinlich nur ein Hund.«

Als sie den Felsbrocken umrundet hatten, rückten die Gebäude näher und Elsa konnte einzelne Fenster und Türen ausmachen.

»Da sind wir«, sagte Kenneth. »Zu Hause.« Den letzten beiden Wörtern verlieh er bewusst Nachdruck. Sie waren Einladung und feierliche Erklärung zugleich. Elsa war noch nie zuvor in Thunders-town gewesen, doch in diesem Moment – noch immer kerzengerade im Auto sitzend, hellwach und wie elektrisiert vor Aufregung – hatte sie tatsächlich das Gefühl, nach Hause zu kommen.

In der ersten Straße, in die sie einbogen, waren viele Häuser verbarrikiert. Es handelte sich um schieferverkleidete Reihenhäuser mit morschen Türen und verrammelten Fenstern.

»Heutzutage haben wir hier mehr Häuser«, erklärte Kenneth, »als Leute, die drin wohnen wollen. Wir können sie nicht alle instand halten, schon gar nicht, wenn das schlechte Wetter kommt. In dieser Straße wohnt niemand mehr. Aber keine Sorge, Thunderstown ist nicht überall so ausgestorben.«

Das Auto rumpelte über den aufgesprungenen Asphalt. Die Wohnhäuser am Ende der Straße waren nicht ganz so heruntergekommen, dennoch brannte kein Licht hinter den Fenstern. Es war spät in der Nacht, doch diese Häuser würden auch im Morgengrauen nicht zum Leben erwachen. Ihre Türen sahen aus, als könnte man sie nicht einmal mehr öffnen, fest verschlossen wie Grabkammern.

In der nächsten Straße waren die Gebäude größer und doch wirkten sie seltsam verschüchtert, als drückte das Gewicht des Himmels sie nieder. Ihre Mauern waren säuberlich verputzt und gestrichen

und vor einer Haustür trotzte der beruhigende Schein einer Lampe den Schatten. Daneben hing ein Korb mit wilden Bergblumen, die genauso gelb und orangefarben leuchteten wie die Glühbirne. Die Fensterläden im Erdgeschoss waren weit geöffnet und Elsa konnte in ein von einem Kronleuchter erhelltes Wohnzimmer blicken. Eine dürre Mutter im Nachthemd wiegte ein Baby in ihren Armen und streichelte ihm über die Stirn. Es war ein willkommenes Bild nach all der Trostlosigkeit. Als sie das Haus passierten, hob die Frau erstaunt den Kopf, als wäre ihr Auto das erste motorisierte Fahrzeug im Zeitalter der Maultierkarren.

Sie kamen an einer Kneipe vorbei, dem Burning Wick, deren Front mit verrußtem Schiefer vertäfelt war und der Innenraum mit karamellbraunem Holz. Eine nackte Glühbirne leuchtete hinter dem Fenster, doch der Laden war längst geschlossen und die Stühle waren auf den Tischen gestapelt. Im Hauseingang jedoch hockte ein alter Mann in einem Regenmantel, in der Hand eine in braunes Papier gewickelte Flasche. Er trug einen ledernen Regenhut, dessen breite Krempe an den Seiten herunterhing wie riesige Schlappohren. Trübselig erwiderte er Elsas Blick, als sie an ihm vorbeifuhren, dann machte die Straße eine Biegung und er war verschwunden.

Noch mehr Häuser folgten. Einige der Schieferfassaden waren in gedeckten Farben gestrichen, die der tristen Gegend zögerlich Leben einzuhauchen schienen. Schließlich beschrieb die Straße einen weiteren Bogen und mündete auf einen riesigen Platz, der von alttümlichen Straßenlaternen erhellt wurde, bis auf ein paar dunkle Winkel, dort, wo die Glaskuppeln zerbrochen waren.

Im nächsten Moment keuchte Elsa auf. Sie hatte das imposanteste Bauwerk auf dem Platz zuerst gar nicht gesehen. Es ragte so hoch vor ihnen auf, dass ihre müden Augen es nicht registriert oder für ein Relikt ihrer Träume gehalten hatten.

»Die Sankt-Erasmus-Kirche«, flüsterte Kenneth und fuhr ein wenig langsamer. »Der heilige Erasmus ist der Schutzpatron der Seefahrer, ausgerechnet.« Er lachte leise. Er schien seine Sätze gern mit einem kleinen Glucksen anstelle eines Punkts zu beenden.

Elsa kurbelte ihr Fenster herunter, streckte ihren Kopf nach draußen und blickte hoch, dann noch höher.

Die Kirche war gigantisch, vollkommen überdimensioniert für die Bedürfnisse einer so winzigen Stadt; ein wuchtiger Steinbau, der es mit jeder Kathedrale hätte aufnehmen können. Und sie war völlig unbeleuchtet. Die Nachtluft ringsum wirkte aufgewühlt, als hätte die gewaltige Präsenz des Gebäudes sie von ihrem rechtmäßigen Platz verdrängt. Elsa dachte an die Kathedralen von New York, deren kunstvoll verzierte Fassaden bei Nacht majestätisch angestrahlt wurden. Die Sankt-Erasmus-Kirche dagegen lag in vollkommener Finsternis. Und obwohl Elsa kaum etwas erkennen konnte, glaubte sie zu ahnen, dass der Bau auch beleuchtet ein völlig anderes Bild geboten hätte als alle Kirchen, die sie kannte. Gerade die Dunkelheit, schwärzer als die Nacht, verlieh ihm etwas Ehrfurchterweckendes, genau wie seine unansehnliche Silhouette – der traurig stumpfe Kirchturm, der kaum über den höchsten Punkt des Daches hinausragte, die ausladenden Seiten, auf Breite ausgelegt statt auf Höhe. Er erinnerte eher an einen gewaltigen heidnischen Megalithen als an eine christliche Kirche.

Sie verließen den Sankt-Erasmus-Platz und fuhren wieder durch Straßen voller Reihenhaussiedlungen und anderer zusammengeduckter Gebäude. Im Vorbeifahren konnte Elsa ein paar Schilder entziffern: Auger Lane, Drillbit Alley, Foreman's Avenue.

»Das hier war früher mal ein Bergbaugebiet«, erklärte Kenneth. »Die ganze Stadt ist auf alten Stollen errichtet.«

Nach einer Weile bogen sie in die Prospect Street ein, und diesen

Straßennamen erkannte Elsa. Hier, vor dem Haus mit der Nummer 38, hielt Kenneth den Wagen an und schaltete den Motor aus.

Es war ein dreistöckiges Gebäude, ein bisschen baufällig, aber trotzdem hübsch. Kenneth gestand, dass er seine Tage hauptsächlich damit verbrachte, sich im Fernsehen Kricketspiele anzusehen. Er erklärte scherzhaft, Cricket und eine Vorliebe für Rum wären alles, was er sich von seinem alten Leben auf St. Lucia bewahrt habe. Der Schlüssel zu Elsas Zimmer war groß und warm, genau wie die Hand, mit der Kenneth ihre umfasste, als er ihn ihr überreichte. Er drückte kurz ihre Finger und ließ dann langsam los.

»Jetzt bist du da«, verkündete er mit feierlicher Stimme, denn er schien zu spüren, dass dies ein bedeutungsvoller Moment für sie war. Ein Adrenalinstoß ließ Elsa wieder munter werden. Ja, sie war da. Am Anfang ihres neuen Lebens.

Sie grinste und Kenneth lächelte ihr vom Fuß der Treppe aus nach, als sie sich auf den Weg ins oberste Stockwerk machte. Kenneth hatte ihr erzählt, wie er vor ein paar Jahren den Dachboden zu einem Einzimmerapartment ausgebaut hatte, als sein erwachsener Sohn hergezogen war und eine eigene Wohnung brauchte. Nun stand Elsa vor der Tür: dickes, lackiertes Holz, wie der Deckel einer Schatztruhe. Sie wog den Schlüssel in ihrer Hand, allein der Griff hatte die Größe eines Medaillons und war angenehm schwer. Sie steckte ihn ins Schloss und hielt kurz inne, um die alte Messingklinke und den Rost an den Türangeln zu bestaunen, dann ergriff sie den Schlüssel fest mit Daumen und Zeigefinger und drehte ihn um.

Der Mechanismus des Schlosses gab ein Geräusch von sich, das dem einer Münze ähnelte, die in einen Wunschbrunnen fällt. Elsa öffnete die Tür und lauschte dem Gesang der Angeln.

Sie schloss die Augen und dachte an all die Orte, an denen sie im Laufe ihres Lebens schon geschlafen hatte. Ihr Kinderbett, in dem

sie sich immer die Daunendecke bis über den Kopf gezogen hatte, um beim Licht einer Taschenlampe im Wolkenatlas ihres Dads zu lesen; das Bett im Studentenwohnheim, das sie mit so einigen Wanzen und Jungs geteilt hatte; die schmale Pritsche in ihrer New Yorker Einzimmerwohnung; Peters Bett mit den weichen weißen Laken; Klappbetten und Sofas und Fußböden.

Sie öffnete die Augen.

Hinter der Tür wartete ein kleiner dunkler Flur, und als Elsa einen Schritt hinein machte, war sie so aufgeregt, dass sie beinahe damit rechnete, die Luft um sich herum knistern zu hören. Sie tastete an der Wand nach dem Lichtschalter und drückte darauf.

Die Tapete war grau mit einem Muster, das möglicherweise einmal kunstvoll gewirkt hatte, jetzt jedoch so ausgebleichen war wie der Kondensstreifen eines Flugzeugs. Das Papier wellte sich an einigen Stellen, wo es auf die Fußleisten stieß, die einen Boden aus nackten Holzdielen einfassten. Am Ende des Flurs hing ein bodenlanger, silbergerahmter Spiegel, der aus einem Märchenbuch hätte stammen können.

Elsa stellte ihre Koffer im Flur unter einer Reihe von Garderobenhaken ab, dann holte sie tief Luft und schob die Wohnungstür hinter sich zu. Zu beiden Seiten des Spiegels befand sich je eine geschlossene Tür. Sie ging durch den Flur und öffnete die linke.

Das also würde ihr neuestes Schlafzimmer werden. Hohe Decke, ein breites, grau bezogenes Bett und ein antiker Holzschrank. Dieser nahm die gesamte Wand ein und seine Türen waren mit einer Schnitzerei aus verschlungenen Linien verziert, die sich geradezu hypnotisierend umeinander wanden. In den äußeren Ecken jeder Schranktür entdeckte sie pausbäckige Gesichter, deren gespitzte Lippen den Ursprung der strudelnden Spiralen markierten. Sie grinste, als sie daran dachte, wie ihr Vater mit ihr im Kinderzimmer

herumgealbert hatte, als sie noch klein gewesen war. Schnaufend und mit den Armen rudern hatte er den tosenden Nordwind gespielt.

Elsa öffnete den Schrank, dessen Inneres sie mit dem Duft von Holzpolitur und dem Klirren von Drahtbügeln begrüßte. An der Kleiderstange hing kopfüber ein getrockneter Blumenstrauß. Sie klappte den ersten Koffer auf, um ihre Sachen auszupacken, doch plötzlich fehlte ihr die Energie dazu. Das konnte auch bis zum Morgen warten, doch bevor sie die Schranktüren sorgfältig wieder schloss, legte sie die Geschenke ihrer Mutter (noch immer verpackt und in einer Plastiktüte) in eines der Fächer. So gut ihre Mutter es auch gemeint hatte, Elsa wollte nicht, dass ihr altes Leben ihr nach Thunderstown folgte.

Zurück im Flur, fand sie als Nächstes heraus, dass die andere Tür in ein Wohnzimmer mit einer kleinen Kochnische in der Ecke führte. Auf einem Tischchen hatte Kenneth eine Vase voll frischer Bergblumen platziert, mit winzigen buttergelben Blüten. Vor dem Fenster mit Aussicht auf einen von einer einzelnen Laterne erhellten Hinterhof stand ein Korbsessel. Jenseits der Mauern am anderen Ende des Hofes zeichneten sich die Umrisse anderer Häuser ab und in der Ferne ragte, dunkler als der Rest der Nacht, ein Dreieck auf. Elsa hoffte, dass es sich im Morgenlicht als die Turmspitze der Sankt-Erasmus-Kirche erweisen würde.

Vor dem Fenster erklang ein leises Klimpern. Sie stieß die Scheibe auf.

An einem rostigen Nagel in der Außenmauer hing ein Band mit Anhängern. Sie nahm es ab und betrachtete es von Nahem. Es waren verschiedene kleine Gegenstände, zusammengehalten von einem schmutzigen Stück Bindfaden: ein paar winzige Zweige mit silbern schimmernder Borke; zwei Kupfermünzen, deren Prägung

unter einer grünen Patina verschwunden war; eine geschwungene Feder und noch etwas ... Ruckartig riss Elsa den Kopf zurück und ließ das Band zu Boden fallen. Ein Eckzahn, an dessen Wurzeln noch getrocknetes Blut klebte. Sie bückte sich und hob es wieder auf. Der Zahn schlug klackernd gegen die Münzen.

Sie warf das Band aus dem Fenster und sah zu, wie es unten im Hof landete und die mürben Zweige auf den Pflastersteinen zerbrachen.

Gähmend ging sie zurück in ihr neues Schlafzimmer. Sie beschloss, kurz die neue Matratze zu testen.

Sekunden später war sie tief eingeschlafen.

* * *

In der Tiefe der Nacht weckte sie ein merkwürdiges Geräusch vor ihrem Fenster. Ein Schnüffeln, wie von einem wilden Tier. Sie drehte sich auf die andere Seite. Wahrscheinlich bloß die Geräusche eines unbekanntes Hauses. Wahrscheinlich bloß der Wind.

Elsa schob den Gedanken von sich und der Schlaf zog sie zurück in ihre Träume.



Elsa erwachte vom Gezwitzcher eines Vogels auf ihrem Fenstersims und von der Sonne, die das Schlafzimmer erfüllte. Sie blinzelte den Schlaf weg und gähnte.

Dann fiel ihr ein, dass sie nicht mehr in New York war.

Sie stemmte sich hoch auf die Ellbogen. Die Uhr an der Wand zeigte halb zehn. Sie ließ sich zurück in die Kissen sinken und lächelte. Endlich. Endlich war sie eine ganze Welt weit weg.

Sie stand auf und ging ans Fenster, um einen ausgiebigen Blick auf ihre Ecke von Thunderstown zu werfen. Dünner Morgennebel ließ die Straße wie ein ausgebleichenes Foto wirken. Sonnenlicht überzog jede bröckelnde Fassade, jede staubige Bürgersteigplatte mit einem gelben Schimmer. Elsa lächelte, wusch sich das Gesicht, zog sich an und entdeckte die Lebensmittel, die Kenneth so fürsorglich in ihrer ansonsten leeren Küche deponiert hatte. Nach einem Frühstück, bestehend aus Müsli und einem Apfel, der ihr süß wie Karamell auf der Zunge zerging, machte sie sich auf den Weg, um ihr neues Zuhause zu erkunden. Der Nebel hob sich langsam, doch die Sonne verbarg sich noch immer hinter einem strahlend weißen Schleier. Im Osten trübten ein paar kleine Wolken das Blau und

selbst die Wärme des Tages schien diese nicht fortwischen zu können.

Die Gebirgskette, die Thunderstown umschloss, war seit Jahrhunderten dem stetigen Nagen des Windes ausgesetzt und an ihren Flanken schimmerte der nackte Schiefer durch. Wo spärlich Gras und Gestrüpp wuchsen, hatte der Spätsommer sie goldbraun geröstet. Der ausgetrocknete Boden war von Gerölllawinen mitgerissen worden und an seiner Stelle waren nur kahle Schneisen aus schwarzer und ockerfarbener Erde zurückgeblieben.

Vier Berge thronten besonders gebieterisch über dem Städtchen im Tal, einer in jeder Himmelsrichtung. Der höchste von ihnen ragte als zerkrantschter Gipfel im Osten auf. In ihren E-Mails an Kenneth hatte Elsa aufgeregt jede Frage über Thunderstown gestellt, die ihr nur eingefallen war, und aus einer seiner Antworten hatte sie erfahren, dass der Name dieses gewaltigen Berges Drum Head lautete. Seine Dominanz hatte er vor allem jenen Momenten zu verdanken, in denen die Sonne seine Flanken beschien: Das Licht ließ die Felsoberfläche wie ein Relief erscheinen, das an den Mann im Mond erinnerte. Und so zeigte der Berg an sonnigen Tagen ein gütiges, leicht verwundertes Antlitz aus zahllosen Tonnen von Stein.

Im Westen, gegenüber dem Drum Head, erhob sich der Old Colp, steil wie ein Katzenbuckel. Seine Hänge waren mit einem gefleckten Pelz aus Heidekraut überzogen, das die Einheimischen als Strubbelflechte bezeichneten. Richtung Norden gingen die kleineren Hügel unterhalb des Old Colp in die gezackten Ausläufer des Devil's Diadem über, ein Berg, der nicht einen einzelnen Gipfel besaß, sondern eine ganze Reihe spitzer Felsnadeln, die wie die Zähne eines Teller eisens in den Himmel ragten. Kenneth hatte erklärt, dass das Devil's Diadem zwei Jahrhunderte zuvor noch Holy Mountain geheißen hatte, doch er konnte sich nicht mehr daran erinnern, wie es zu die-

ser Namensänderung gekommen war. Um Thunderstowen rankten sich zu viele Legenden, hatte er geschrieben, als dass man sich jede einzelne merken könne.

Der Berg im Süden war der unauffälligste. Wie der Rauch eines Freudenfeuers verhüllte ein Hauch von Nebel seinen Gipfel. Sein Name war Merrow Wold und er war dermaßen mit Felsbrocken und Bruchgestein übersät, dass er weniger wie ein Berg wirkte als vielmehr wie das größte je von Menschenhand geschaffene Steinnännchen. Ziegen hatten ihn zu dem gemacht, was er heute war, indem sie dem Boden und der Pflanzenwelt dort oben so lange zugesetzt hatten, bis die Erde eines Tages keine Blumen und Schösslinge mehr hervorbrachte, sondern nur noch Stein und Schiefer. Der Merrow Wold war der kargste Berg in der Umgebung und am schwierigsten zu besteigen; seine Hänge waren rutschig und knirschten unter den Füßen wie ein Strand voller Kiesel.

Diese vier waren viel zu gigantisch, als dass sie keinen Einfluss auf das Städtchen gehabt hätten, das zwischen ihnen eingeschlossen lag. Angesichts ihrer Größe fühlte Elsa sich winzig, wie sie so ziellos durch das Netz von Straßen mit seinen unzähligen Seitengässchen und düsteren Engstellen schlenderte. Sie fühlte sich gefangen, wie in einem Labyrinth, und zur gleichen Zeit ungeschützt, wie auf den weiten Ebenen ihrer Kindheit. Die vielen schmalen Sträßchen schlängelten sich zwischen hohen Häuserwänden hindurch, nur um nach einer scharfen Biegung noch enger zu werden und schließlich in einer Sackgasse zu enden. Und jedes Mal, wenn Elsa zu befürchten begann, bis in alle Ewigkeit durch dieses Labyrinth wandern zu müssen, spuckte es sie mittels einer weiteren engen Kurve oder einer kleinen Treppe auf einen sonnendurchfluteten Hof voller Wildblumen, die zwischen den Pflastersteinen wuchsen. Doch wo immer sie auch landete, einer der vier Berge behielt sie stets im Auge.

Thunderstown hatte mehr Einwohner, als man auf den ersten Blick vermutet hätte, doch sie huschten meistens schnell außer Sicht, wie Kellerasseln unter einem angehobenen Brett. Sie wirkten ganz in sich selbst versunken und schienen immer eilig auf dem Weg irgendwohin zu sein. Ihre Kleidung gab Elsa Rätsel auf: Selbst an einem spätsommerlich warmen Tag wie diesem trugen die meisten Frauen dicke Schultertücher und die Männer Regenmäntel und breitkrepelige Lederhüte wie die Gewänder einer Ordensgemeinschaft.

Der Wind folgte Elsa durch die ganze Stadt, strich über ihr Gesicht und ihre bloßen Arme, nur um ganz plötzlich abzuebben und unbewegte Luft zurückzulassen. Dann wieder tanzte er auf Kreuzungen und wirbelte aus dem Staub der engen Höfe kleine Windhosen auf, sodass es schien, als gäbe es nicht einen einzigen Wind, sondern unzählbar viele, von denen jeder sein Revier zu verteidigen suchte. An einem kleinen Metzgerstand, wo man Rauchfleisch kaufen konnte, übernahm der Wind die Rolle des Gehilfen, indem er die Fliegen von der dunkelroten Ware verscheuchte. An einer anderen Stelle ging der Wind einer Frau zur Hand, die gerade ihre Wäsche aufhängte, und faltete jede Bluse, jede Hose auseinander, sobald sie sie aus dem Korb nahm.

Kenneth hatte Elsa in einer seiner E-Mails so gut es ging die Stadtgeschichte zusammengefasst. Er hatte von einer verheerenden Flut berichtet, die einst über die Häuser hereingebrochen war. Heute, in den trockenen Straßen von Thunderstown, konnte man sich kaum vorstellen, dass hier einmal riesige Wassermassen gewütet haben sollten, aber Kenneth hatte geschrieben, tief unter den Straßen und Gassen, in den finsternen Tunneln, wo sich früher die Minenarbeiter abgerackert hatten, seien wahrscheinlich noch immer große Mengen des alten Flutwassers gespeichert. Elsa stellte sich vor, dass ein

unterirdischer Sog sie auf ihrem Weg durch die Straßen leitete, und machte dabei eine interessante Entdeckung: Jede Straße der Stadt führte zur Sankt-Erasmus-Kirche. Sie musste all ihre Entschlossenheit aufbieten, um nicht ständig, ohne es zu merken, im Kreis zu laufen und wieder vor der Kirche zu landen. Straßen, die auf den ersten Blick daran vorbeizuführen schienen, beschrieben im letzten Moment eine scharfe Kurve und lieferten sie doch wieder dem finsternen Bau aus.

Ein weiteres Detail, an das sie sich aus Kenneths Beschreibungen erinnerte, war die Tatsache, dass man vor nicht allzu langer Zeit bei Grabungen in den Gewölben unterhalb der Kirche auf die Überreste anderer Gebäude gestoßen war. Man vermutete, dass es die Fundamente uralter Tempelanlagen waren, die zu Ehren noch älterer Gottheiten errichtet worden waren. Als ihr Weg sie das nächste Mal zu der Kirche führte, überkam Elsa das schaurige Gefühl, dass dieser Ort auf irgendeine Weise die Vergangenheit bewahrt hatte. Sie blickte zu dem kahlen Glockenturm mit dem düsteren Kreuzifix auf, das wie aus zwei gekreuzten Kohlestäben gefertigt schien. Es war das Prunkstück einer ganzen Sammlung von Metallarbeiten, die die Dächer von Thunderstowm zierten. Auf den Firsten schimmerten Hunderte von Wetterfahnen, manche davon geformt wie Tiere, andere wie menschliche Gesichter mit geschürzten Lippen, die eine Brise durch die Stadt zu blasen schienen. Windböen hüpfen flink von Regenrinne zu Regenrinne und tippten dabei an die Wetterfahnen wie Techniker, die die Hebel einer komplizierten Apparatur betätigten.

Elsa bog um eine Ecke des Kirchengebäudes. Ein Stück vor ihr hatte sich eine Gruppe von Menschen an der Mauer zusammengefunden. Die Leute trugen Regenmäntel und Schultertücher und veranstalteten einen ziemlichen Tumult. Als sie näher kam, wandten

sich ein paar Köpfe in ihre Richtung, doch was immer sich in ihrer Mitte befand, schien ihre Aufmerksamkeit mehr zu fesseln als Elsas fremdes Gesicht. Die Leute murmelten miteinander und ihre Stimmen klangen ernst. »Nimm meine Hand«, flehte eine Frau die Person neben sich an. »Ich kann gar nicht hinsehen«, jammerte jemand anderes. »Wo bleibt denn bloß Daniel?« – »Ja, wann kommt Daniel?«

Elsa drängte sich zwischen den Leuten hindurch, um zu sehen, was der Grund für all die Aufregung war. Vor der Steinmauer kauerte etwas. Ein Hund, der angesichts der Menschen, die ihm den Fluchtweg versperren, unsicher knurrte. Elsa konnte nicht sagen, was für einer Rasse er angehörte, aber er ähnelte einem irischen Wolfshund: groß, mit elegantem Körperbau, struppigem Fell und silbernen Barthaaren. Schnauze und Ohren erinnerten an die eines Fuchses und Elsa war überrascht, als sie die Farbe seiner Augen sah: eine Mischung aus Blau und Braungrau, genau wie der Himmel heute mit seinen verstreuten Wolken.

Der Hund trug kein Halsband und dem getrockneten Schmutz in seinem Fell nach zu urteilen, war er entweder wild oder ausgesetzt worden. Er wirkte kaum bedrohlich, doch als er sich ein winziges Stückchen auf die Menschen zubewegte, drohte ihm ein Mann so vehement mit seinem Spazierstock, dass das Tier sich winselnd ans Mauerwerk presste.

Ein Seufzer der Erleichterung brandete durch die Menge und die Leute machten Platz für einen hochgewachsenen Mann mit einem breitkrepfigen Hut. Er hatte einen schwarzen Bart, dunkle Augen und ein römisch anmutendes Profil. Die Autorität seiner imposanten Erscheinung wurde von den Stadtbewohnern bestätigt, die bei seiner Ankunft merklich aufatmeten. Sein Bart hing ihm in drahtigen Strähnen von den Wangenknochen bis zum Schlüsselbein herab. Neben seinem Regenhut, den er abnahm, als er sich dem Hund

näherte, trug er eine abgewetzte Hose, hohe Lederstiefel und ein braun kariertes Hemd mit hochgekrempeelten Ärmeln, die muskulöse Unterarme entblößten.

Als der Hund ihn sah, stand er plötzlich ganz still, beinahe, als hätte er ihn erkannt. Der Mann hockte sich hin, bis sein Kopf sich auf derselben Höhe befand wie der des Hundes, Barthaar an Barthaar. Eine Weile starrte er bloß in die seltsamen Augen des Tieres, dann gab er ein tiefes kehliges Grollen von sich, wie das Geräusch einer fernen Steinlawine. Der Hund schien sich etwas zu beruhigen, er neigte den Kopf und schob ihn nach vorn, bis seine Schnauze sich an die Brust des Mannes schmiegte. Der Mann hob die Arme und begann den Hund zu streicheln, mit der einen Hand rieb er über die glatte Stelle zwischen seinen Ohren, während er mit der anderen das weiche Fell an seiner Kehle kraulte.

Dann verschoben sich seine Hände ruckartig und das Genick des Hundes brach mit einem trockenen Klicken.

Die Menge wich einen Schritt zurück, und plötzlich stand Elsa, starr vor Schreck, ganz vorne. Der Mann erhob sich, klopfte seinen Hut in Form und setzte ihn wieder auf. Dann bekreuzigte er sich. Die Leute taten es ihm gleich und klatschten kurz Beifall, als der tote Hund auf das Pflaster plumpste.

Dort blieb er liegen und starrte mit leeren Augen zu Elsa auf, die seinen Blick ungläubig und voller Entsetzen erwiderte. Dann, noch während sie zu begreifen versuchte, was sie da soeben mit angesehen hatte, geschah etwas Eigenartiges. Die blauen Augen verdunkelten sich. Sie änderten ihre Farbe wie ein Stück Papier, das langsam von Feuer zerfressen wurde. Innerhalb von Sekunden verwandelten sie sich von Himmelblau zu verkohltem Schwarz. Eine kühle Brise strich über Elsas bloße Arme und sie erschauerte gleichermaßen vor Verwirrung und Angst.

Ali Shaw

Der Mann, der den Regen träumt

Hardcover, 336 Seiten, Format 15.0 x 22.0 cm

€ 18.95 (D), € 19.50 (A), CHF 27.50

Januar 2013

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.